

PREDIGT
am Sonntag, 05. Juni um 18.00 Uhr
Universitätsgottesdienst in der Hauptkirche St. Katharinen Hamburg

(in der Predigtreihe „Mut zur Sehnsucht“)

„...und sie wurden wieder lebendig und richteten sich auf ihre Füße“

Ezechiel 37, 1-14

Herr, regiere unser Reden und unser Hören durch Deinen Geist. Amen.

Liebe Gottesdienstgemeinde!

I.

„*Mut zur Sehnsucht!*“ Sie kennen das Motto der diessemestrigen Gottesdienstreihe. Merkwürdig, oder? Mut zu etwas, das wir alle schon haben. Oder sollen wir lieber sagen, dass wir alle *nicht* haben?

Denn Sehnsucht hat es ja mit einem erlittenen *Mangel* von etwas zu tun, das begehrt wird. Und begehrt wird es, weil wir es *nicht haben* oder, noch stärker, weil wir es *nicht sind*. Sehnsucht hat immer auch etwas damit zu tun, wer wir als Menschen sind bzw. werden wollen. Sie entspringt also einem Mangel, einer Negation, und sie zielt auf eine Position: Sie entspringt einem Nicht-Haben, das ins Haben-Wollen umschlägt, einem Nicht-Sein, das ins Sein-Wollen umschlägt. Sie zieht ihr Existenzrecht und ihre eigentümliche Kraft also aus der leibhaften Abwesenheit von dem, was wir begehren. Dieses ist natürlich nicht vollkommen abwesend, sondern eben nur leibhaft. Es zieht uns gleichsam in Form einer Vorstellung oder einer Idee in seinen Bann, hält uns aber über diese zugleich auch auf Abstand. Wir haben es ja noch nicht, oder, noch stärker, sind es ja noch nicht. Wir schauen es nur „durch einen Spiegel“ wie ein mehr oder weniger „dunkles Bild“, dann aber „von Angesicht zu Angesicht“.

Die *zeitliche Perspektive* der Sehnsucht ist deshalb die Perspektive der Zukunft. Sie stammt zwar aus dem Gedächtnis des vergangenen Lebens, ihre Gegenwart ist die der Unruhe, des rastlosen Wollens, aber ihre eigentümliche Perspektive ist die der Zukunft. Dort erwartet sie ihre Erfüllung, dort winkt das, was gut tut oder vielleicht auch nur so tut, als ob es gut täte. In diesem Zwischen von Mangel und Erfüllung, zwischen leibhafter Abwesenheit und leibhafter Präsenz hat die Sehnsucht jedenfalls ihr Quartier. Dort entspinnt sie ihre Welten. Dort entfaltet sie aber auch ihr Unwesen. Wie dem auch sei. Jedenfalls kann niemand sagen, er oder sie habe keine Sehnsüchte, oder sei nicht sogar ein ganzes Bündel von Sehnsüchten.

Wenn es sich aber so verhält, so unausweichlich, aber auch so unübersichtlich und in manchen Fällen auch so sichtlich gefährlich, warum dann „*Mut zur Sehnsucht*“? Nicht *Angst* vor ihr, aber auch nicht *Tollkühnheit* ihr gegenüber, sondern ein Drittes, die Mitte zwischen diesen beiden, nämlich *Mut* zu dieser Leidenschaft, die in alle Richtungen ausschlagen kann. Das ist ein gefährliches Programm! Denn Sehnsucht kann man nach vielem haben. Die einen sehnen sich nach einem besseren Leben in Europa, die anderen nach dem allerneuesten *iphone*; die nächsten sehnen sich nach nationaler Größe, ihre Nachbarn hingegen nach einem Job, von dem sie ihre Familie ernähren können oder nach einem sehr guten Examen, um an einen solchen Job zu bekommen; andere wollen endlich einmal auf die Bahamas reisen oder sich’s in Thailand einmal so richtig gut gehen lassen, während sich wiederum andere nach dem Kalifat sehnen. Ach, was gibt es nicht alles, was Objekt unsere Sehnsüchte ist oder noch werden kann. Wer weiß es schon? Wer ist vor ihren geheimnisvollen und gefährlichen Wegen sicher?

II.

Wir müssen also näher bestimmen, um was es uns genau geht. Dann sehen wir auch, warum es nicht unnötig ist, an den „*Mut zur Sehnsucht*“ zu appellieren. Doch an wen sollen wir uns wenden, um das, was die Sehnsucht will, näher zu bestimmen? Der Vorschlag lautet: Hören wir auf den Chor derjenigen, die diesen Mut dringend brauchen. Hören wir auf die Stimmen der Betroffenen. Hören wir auf die generationenübergreifenden Stimmen der Menschheit, zu denen wir vielleicht auch unsere eigenen Stimmen zählen können. Was sagen sie? Ihre Botschaft klingt drastisch: „*Vertrocknet sind unsere Gebeine, verloren ist unsere Hoffnung, abgeschnitten sind wir*“ (Ez 37,11). Diese Selbstbeschreibung hat, wie alles, was wir überhaupt nur verstehen können, einen ganz konkreten geschichtlichen Sitz im Leben. Es ist die Klage derjenigen Israeliten, die 597 v. Chr. von Nebukadnezar nach Babylon deportiert werden und dort ca. 10 Jahre später von der Zerstörung Jerusalems und des Tempels erfahren. Eine Katastrophe, deren Gewicht wir Spätgeborenen uns kaum ausmalen können. Gott vernichtet sein Heiligtum! Die Einheit von Staat, Nation und Religion ist endgültig zerbrochen. Es ist vorbei! Gott verlässt den Ort seiner Gegenwart.

Was zunächst bleibt, ist die stilisierte Reaktion der im Exil Lebenden: „*Vertrocknet sind unsere Gebeine, verloren ist unsere Hoffnung, abgeschnitten sind wir*“, hören wir sie sagen.

Die gewählten Metaphern sprechen eine drastische Sprache: „*vertrocknet sind unsere Gebeine*“, besagt soviel wie „wir sind völlig erledigt“, „wir sind, als ob wir gestorben wären“.

Das Gegenteil besteht in den Motiven von „fetten und saftigen Knochen“ oder von „blühenden Gebeinen“. Trockene Gebeine stehen hingegen für „Kummer und Verzweiflung“. Die Aussage „*abgeschnitten sind wir*“ wird noch präziser. Sie bezeichnet Menschen, die tot und begraben sind, und das heißt: aus den Beziehungen ihrer Mitmenschen und aus der Beziehung zu Gott herausgelöst, auf sich selbst geworfen im sozialen Tod (vgl. Moshe Greenberg, Ezechiel 21–37 HThKAT, 460). Es ist diese Selbstbeschreibung der Exilierten, die sich in der Vision vom Totenfeld abbildet: JHWHs Geist führt den Propheten auf ein Feld vertrockneter Gebeine, die voneinander getrennt sind. Sie sind also nicht als Skelette geformt, sondern liegen als einzelne Knochenstücke heillos durcheinander. Ein Bild für die Isolation, die Beziehungslosigkeit, die nicht gegebene Partizipation an den Möglichkeiten, die das Leben bereitstellt.

Das damit die „*Hoffnung verloren ist*“, versteht sich von selbst, hat aber eine für unsere Ausgangsfrage interessante Pointe: Wem nämlich die Hoffnung verloren geht, der raubt der Sehnsucht in gewisser Weise auch ihren Existenzgrund. Denn die Sehnsucht, wir erinnern uns, ist zwischen Mangel und erhoffter Erfüllung heimisch. Geht dieses spannungsvolle Zwischen verloren, etwa dann, wenn man sich nicht mehr im Modus der Hoffnung auf Zukunft beziehen kann, bleibt von der Sehnsucht nur noch ein quälendes Starren ohne eigentliche Referenz zurück. Mehr bleibt hier eigentlich nicht zu sagen.

„*Vertrocknet sind unsere Gebeine, verloren ist unsere Hoffnung, abgeschnitten sind wir*“ (Ez 37,11). Dieser Satz entspringt nicht nur einer konkreten historischen Situation, er lässt historisch *entgrenzen*, seine Aussage lässt sich gewissermaßen *entzeitlichen*. Das ist möglich, weil sich in ihm Erfahrungen niedergeschlagen haben, die so elementar sind, dass sie sich von Generation zu Generation, von Mensch zu Mensch immer wieder variieren. Es sind die Erfahrungen der Enteigneten, der Entrechteten, der Heillosen, Verlorengegangenen und Gottverlassenen. Gewissermaßen sind es die Erfahrungen all derjenigen, die sich selbst radikal aufgegeben haben, weil sie schon vorher von ihrer Welt aufgegeben wurden. Ihre Stimmen fügen sich zu einem Chor zusammen, der bis in unsere Gegenwart hinein sein unheimliches Lied singt. Sind auch *wir* berechtigt, unsere Stimmen diesem Chor hinzuzufügen?

Als ich mich das fragte, habe ich zunächst gezögert. Wir Universitätsangehörige, wir Akademiker und Akademikerinnen, wir Bürger und Bürgerinnen in einem der wohlhabendsten Länder auf dem Globus, und weiß Gott, was wir sonst noch so alles sind. Steht es uns überhaupt zu, in diesem Chor der Elenden eine Stimme zu singen?

Doch dann fragte ich mich, wer sich überhaupt das Recht herausnehmen darf, um in einer solch zutiefst menschlichen Angelegenheit eine Entscheidung darüber zu treffen, wer dazu gehört und wer nicht dazu gehört? Klar, beim Propheten und seinen Hörerinnen und Hörern geht um das *Große und Ganze*, um den Verlust der Einheit von Volk, Staat und Religion, um den Verlust der kollektiven Identität.

Bei anderen geht es um die Missachtung elementarer Rechte und darum, dass die Gerechtigkeit von den politisch und wirtschaftlich Mächtigen mit Füßen getreten wird. Es geht um handfesten, existenzbedrohlichen Verlust. Wir selbst sind in unseren Tagen wieder Zeugen von der Dynamik, die dann aufkommt. Doch muss es immer um dieses Große und Ganze gehen? Haben wir Spätmodernen überhaupt noch einen stimmigen Begriff dafür? Oder darf es auch darum gehen, dass wir als Einzelne unsere eigenen Erfahrungen mit dem haben, was für uns *ganz groß* auf dem Spiel steht? Wir haben doch alle unsere Erfahrungen damit, was heißt es, mit dem Rücken zur Wand zu stehen, individuellen Verlust zu erleiden, den Hauch des sozialen Todes zu spüren, dessen Gehilfen auch in freiheitlich-demokratischen Gesellschaften gerne ihr Unwesen treiben. Und so *lebt* wohl jeder und jede von uns *eine eigene Auslegung* von dem, was es heißt, „*vertrocknet*“ und „*abgeschnitten*“ zu sein. Bei den einen geht es in der Tat um das Große und Ganze, bei den anderen eben um das, was ganz groß auf Spiel steht. Und wenn wir ehrlich sind und die Dinge konsequent bis zum Ende denken, geht es doch bei uns allen irgendwie um das, was man als das Große und Ganze meint bezeichnen zu können. Wir sind also Teil des Chores, des großen „*Seufzens der Kreatur*“. *Ein Thema, viele Variationen*, so würde ich die Situation im Licht unseres Verses beschreiben.

Dieser Vers steht natürlich nicht für sich. Er hat einen Kontext. Er ist also nicht das letzte Wort, das hier gesprochen wird. Er steht in der Mitte zwischen der prophetischen Vision und Deutung dieser Vision. Und beides gibt Aufschluss über das, was der Prophet als *Therapie* erachtet. Worin besteht sie? Die *Vision* ist drastisch: Auf Befehl Gottes weissagt der Prophet. Es bebzt und rauscht. Das „*Vertrocknete*“ wird zu Fett, zu saftigem Fleisch und zu Sehnen. Das „*Abgeschnittene*“ wächst zu menschlichen Gebilden zusammen.

Der Prophet weissagt weiter. Es bläst. Der Wind-Hauch weht diese von ihrer Statur her menschlichen Gebilde an und es kommt Leben und Bewegung in sie. Ein Gesamtorganismus entsteht aus den Vielen, die zusammengefügt werden, „ein überaus großes Herr“.

Die Vision wird *gedeutet*: Gott selbst spricht. „Siehe, ich will eure Gräber auf tun und hole euch, mein Volk aus euren Gräbern herauf und bringe euch ins Land zurück [...]. Ich will meinen Odem in euch geben, dass ihr wieder leben sollt“. Gott schafft also das Leben, dass sich die Betroffenen nicht mehr selbst zu wünschen zu wagen.

Worin besteht die Therapie? In einem *Gegenprogramm*, das radikaler nicht sein kann. Das zeigt sich in bis in die Sprache des Textes hinein. Sie lebt von Gegensätzen, von kontrastreichen Metaphern: Der Verzweiflung, die in den Metaphern von Tod und Begrabensein zum Ausdruck kommt, werden Bildern von Wiedererweckung, Zusammenwachsen und Auferstehung schroff gegenüber gestellt. Das Bemühen um Vermittlung scheint hier keine nennenswerte Rolle zu spielen.

Es wird vielmehr das schier Unmögliche ganz unverblümt behauptet. Und das soll Trost stiften? Und das soll die Niedergeschlagenen wieder aufrichten? „*Wer's glaubt wird selig*“ – könnte der Realist, aber vielleicht auch die eine oder andere erprobte Seelsorgerin ironisch sagen. Die Psychoanalytiker, die unzähligen Therapeuten- und Coachingbüros, die wir so gerne konsultieren, wenn wir mit dem Rücken zur Wand stehen, werden hier einfach links liegen gelassen. Ihre Vermittlungsversuche, die sich auf die Suche nach frühkindlichen Festlegungen, hemmenden Rollenbildern oder nach tief schlummernden, bislang verdrängten Potentialen machen, fallen hier weg. Es geht um die großen Kontraste: Tod – Leben, Trennung – Sammlung, Exklusion – Inklusion, Ungerechtigkeit – Gerechtigkeit usw.

Ist in einer solchen Situation nicht „*Mut zur Sehnsucht*“ oder sollten wir vielleicht sogar sagen, „*Mut zum Sein*“ das, was man dringend nötig hat? Anders gewendet: Wo wären wir, wenn sich nicht die Stimme dieses „*Mutes*“ immer wieder unter uns melden würde? Ist sie nicht der *Haftpunkt aller Ideale*, an die wir glauben und die unserem Leben Sinn und Richtung geben? Diese Ideale gehen *aufs Ganze*, sie scheren sich in der Regel nicht um konkrete Details und Erfolgsstrategien. Das ist auch nicht ihre Aufgabe.

Sie umfassen daher immer sehr viel *mehr* als das, was unsere Situation hier und jetzt auszeichnet. Manchmal ist – so wie beim Propheten – sogar das Unerhörte und Unglaubliche in ihnen verkörpert. Nichtsdestotrotz formen sie das, was wir *sind* und *tun*. Selbst dann, wenn „kein Auge je gesehen und kein Ohr je gehört“ hat, dass sie in unseren konkreten Erfahrungen aufgehen, gehören sie zu den wichtigsten Richtwerten des Lebens. Und um diese Differenz nicht nur *schmerzhaft auszuhalten*, sondern *produktiv zu leben*, sind wir auf die Stimme des „Mutes“, an unserer „Sehnsucht“ festzuhalten, immer wieder angewiesen.

Denn wer würde angesichts der Dinge, die Menschen unentwegt einander antun, noch an der *Gerechtigkeit* festhalten, wenn nicht aus Gründen dieses Mutes; wer würde angesichts des Chaos, in das menschliche Beziehungen stürzen können, noch an der *Liebe* festhalten, wenn nicht aus Gründen dieses Mutes. Und wer würde schließlich und letztlich das Unerhörte des *Glaubens* zu hoffen und zu leben wagen, wenn nicht aus Gründen dieses Mutes.

III.

Liebe Gottesdienstgemeinde. Der Prophet speist seine Adressaten nicht mit *Wellness* ab. Er massiert nicht ihre Seele oder versucht sich in empathischem Verstehen. Er konfrontiert das „*Verdorrt*“, „*Abgeschnittene*“ mit der Verheißung auf eine *lebendige Zukunft*. Diese Verheißung wird an keine Bedingungen geknüpft. Sie bildet den provokanten Gegenentwurf zum menschlichen Ermessen. So gesehen appelliert die Botschaft des Propheten in jeder Zeile an unseren „Mut“, die Situationen, in denen wir uns befinden und in denen wir uns als „*verdorrt*“ und „*abgeschnitten*“ empfinden, im Horizont eines Größeren zu sehen. Das fällt nicht leicht. Das bleibt nicht ohne Provokation. Ohne solche Provokationen ist aber auch das Leben nicht zu haben, das von sich sagt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er stirbt“ (Joh 11,25).

Amen.